

WIR KÖNNEN ALLES. AUSSER HOCHDEUTSCH.

Genialer Werbespruch oder Eigentor des deutschen Südens?

Zum Diskriminierungspotential dieses Slogans

von Werner König

Wir Süddeutschen haben die besten Wirtschaftsdaten, die wenigsten Schulden, und dass wir in tausend Bereichen vorn sind, erzählen uns täglich die Politiker, aber Hocheutsch können wir nicht. Wir haben die besten Zukunftsaussichten, die besten PISA-Werte und Eliteuniversitäten, das alles lesen wir täglich in unseren Zeitungen, aber Hochdeutsch können nur die anderen. Dabei sind wir die Erfinder des Hochdeutschen, aber wen juckt das schon. Die Baiern haben dann auch noch den Dialekt, der am meisten sexy ist, sie sind stolz auf Laptop und Lederhose, sie gefallen sich als folkloristischer Marktführer mit ihrer Oktoberfestkultur, die sich

einschließlich ihrer Verkleidungsrituale seit Längerem als weltweiter Markenartikel positioniert.

Aber wenn der bairische Bayer ernst genommen werden will, kommt er mit seiner angestammten Sprache nicht mehr an. Diese hat sich zwar in dem eben angesprochenen Bereich „Lederhose“ in den Medien fest etabliert, wird aber, obwohl sie ehemals Muttersprache von ca. 5 Millionen Menschen war – wie viele es heute noch sind, weiß wohl kein Mensch –, als minderwertig empfunden, mit ihr kann man keinen Staat mehr machen. Genauso geht es den Schwaben, den Sachsen

und den Pfälzern, nur können die nicht einmal mehr mit einer Folkloreindustrie überregional punkten und mit der Beliebtheit ihrer Dialekte auch nicht.

Den Prestigeverlust des Dialekts haben die Kinder in unseren Großstädten des Südens schon seit längerer Zeit bemerkt. In München trifft man keinen mehr unter 20, dem man seine bairische Herkunft in der Sprache anmerkt. Die Jugend der Großstädte wendet sich von regional geprägten Sprachformen ab, sie spricht inzwischen fast durchgehend eine am norddeutschen Gebrauch orientierte Sprache, von der sie glaubt, dass diese das wahre Hochdeutsche sei. Und dieser Glaube ist schon ziemlich alt, hier eine Passage aus der Autobiographie der Bertha von Suttner:

Was mir an den Norddeutschen besonders wohlgefiel, war die Sprache. Nicht nur, weil dieselbe den Akzent meines Mannes aufwies – eine seiner Eigentümlichkeiten, in die ich mich zuerst verliebt hatte –, sondern weil sie mir, im Vergleich mit der in Österreich üblichen Redeweise, ein höheres Bildungsniveau zu bekunden schien; oder vielmehr, nicht nur schien, sondern in der Tat bekundete [...] Wenn man Menschenwert nach der Bildungsstufe misst – und welchen richtigeren Maßstab gäbe es wohl als diesen? –, so ist der Norddeutsche um ein Stückchen mehr Mensch als der Süddeutsche [...]. (Suttner 1889/1990, S. 110)

Man kann es kaum glauben: Die Friedensnobelpreisträgerin ist der festen Überzeugung, dass „der Norddeutsche um ein Stückchen mehr Mensch als der Süddeutsche“ sei und das wegen seiner überlegenen Sprache.

„Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“

Das ist einer der meistprämierten Slogans, den die deutsche Werbewirtschaft hervorgebracht hat, 1999 im Auftrag der Regierung Erwin Teufel. In Stuttgart, im Staatsministerium, in der Villa Reitzenstein, war man sehr stolz auf diesen Satz und die nachfolgende Werbekampagne. Auf der Webseite der Landesregierung ließ man die Welt an diesem Erfolg teilnehmen. Noch heute kann man im Online-Shop der Landesregierung T-Shirts, Schirme, Fußbälle, Schlüsselbänder oder Kugelschreiber mit der Aufschrift kaufen, selbst Babystrampler finden sich im Angebot. Plakate und Aufkleber bekommt man sogar geschenkt.

„Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“ Viele meinen, die Erfolgsgeschichte dieses Slogans sei groß. Das werde zum Beispiel dokumentiert durch die zahlreichen Auszeichnungen, die in der zehnjährigen Lauf-

zeit eingefahren wurden. Insgesamt 28 Preise führte die Webseite der Kampagne im September 2012 auf, tatsächlich sind es einige mehr.



Der Werbe-Slogan des Landes Baden-Württemberg – außerordentlich erfolgreich, aber auch ebenso gut?

Das Geld für die Kampagne, ca. 30 Millionen Euro, meint man gut angelegt zu haben: Die feine Selbstironie, die Bescheidenheit, die aus diesem Spruch hervorgehe, lasse das bisherige Image des Schwaben (tüchtig, pffiffig, fleißig, aber auch engstirnig, provinziell und sehr sparsam) sich in Richtung Sympathie, Menschlichkeit, Humor und Mutterwitz, weg von Provinzialität und Sparsamkeit verändern. Effizienzmessungen, die ein unabhängiges Institut durchgeführt hat, stellen die große Bekanntheit der baden-württembergischen Länderwerbung heraus. Und diese Bekanntheit ist es, was die Werbeleute als Grundlage für die Erfolgsmessung nehmen, wobei es aus der Sicht der Branche egal ist, ob man gut oder schlecht über etwas spricht, Hauptsache, man kennt es, man spricht darüber.

Ironie

„Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“ Einen Teil des Erfolges dieses Slogans macht die feine Ironie aus, vor allem bei den Intellektuellen, die solche Dinge zu schätzen wissen, die sich die beiden Elemente des Spruchs auf der Zunge zergehen lassen, die wissen, dass der erste Teil indirekt und ironisch auf die Tüchtigkeit der Gemeinten anspielt und der zweite auch nicht so ganz ernst und wörtlich genommen werden will.

Der erste Teil des Slogans bezieht sich auf den Regionalakzent des Südens, der in der Regel als sympathisch, angenehm empfunden wird. Die Hörer oder Leser sollen das Selbstbewusstsein derer bewundern, die es sich sogar leisten können, eine vermeintliche Schwäche zu propagieren; man denkt, „die trauen sich was!“

Dieser Rezeptionsvorgang erfordert jedoch einige Formalausbildung, fordert einigen Intellekt, ein Eindringen in die Situation der anderen und einen gewissen Sinn für Humor. Das alles ist nicht bei jedermann gleichermaßen vorhanden, nicht jeder versteht die feine Ironie, das Sich-selbst-auf-die-Schippe-Nehmen im zweiten Teil des Slogans, und nicht jeder will es so verstehen.

Zahlreiche Reaktionen – sie ließen sich in Leserbriefen und Internetforen leicht nachweisen – zeigen, dass dieser Satz häufig wörtlich genommen wird. Und er wird wörtlich genommen von den Betroffenen hier im Lande und von solchen, die sich (vor allem im Norden Deutschlands) im Besitz des wahren Hochdeutschen wähnen. Selbst unsere Kanzlerin hat das getan in einer Rede vor der Betriebsversammlung des VW-Werkes in Wolfsburg (Bulletin 2008, S. 6).

Produktivität

Und ein zweites Faktum macht den Spruch so erfolgreich, nämlich die Tatsache, dass er so beweglich ist, dass er problemlos abgewandelt werden kann, dass er angewendet werden kann in vielen Situationen, insbesondere, wenn jemand mit hohem Anspruch angetreten ist und dann die Ziele nicht erreicht. „Wir können alles. Außer Rechnen.“ Oder wenn es einen besonderen, überraschenden Erfolg griffig zu formulieren gilt: „Wir können alles. Auch Rechnen.“

Den Spruch aber macht vor allem die Kombinierbarkeit mit sehr vielen Verbindungswörtern so erfolgreich. *Außer* kann durch eine Anzahl anderer Kleinwörter ersetzt werden: *nur nicht, auch, aber kein...* Diese Reihe ist sicher nicht vollständig. Die



Phrase lässt sich nicht nur im zweiten Teil abwandeln, sondern auch im ersten: „Die können alles...“, „die können vieles...“, „du kannst alles...“

Sobald man so eine oder eine ähnliche Fügung hört, erscheint schon der Slogan „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“ im Bewusstsein als Folie dahinter. Er ist das Strukturmuster für eine große Anzahl von gleichartig aufgebauten Phrasen geworden. Diese Abwandlungen stärken die Präsenz des Slogans, sie rufen ihn immer wieder in Erinnerung, man kann ihn schon fast als Sprichwort bezeichnen.

Kein Mensch wird bestreiten, dass die Werbeaktion anspruchsvoll, witzig und voller Humor war, vielleicht ist es ihr sogar ein wenig gelungen, die Schwaben etwas vom Image des geschaffigen und sparsamen Häuslebauers zu befreien. Gleichzeitig wird aber auch ein Vorurteil („Diese Leute können nicht richtig sprechen, sie können kein Hochdeutsch“) verfestigt und weiter verbreitet.

Vorurteile

Einen weiteren Teil des Erfolges macht aus, dass mit dem Spruch weit verbreitete Vorurteile bedient werden, wenn man den Erfolg so misst, wie es die Werbeleute tun, die ja nur die Bekanntheit des Slogans bewerten. Denn der Satz bestätigt genau die Vorurteile, die viele im Norden Deutschlands bezüglich der Sprache des Südens haben.

Diese Vorurteile sind da. Fast jeder Schwabe, jeder Bayer, der je mit Leuten aus dem norddeutschen Raum zu tun hatte, hat einmal entsprechende Erfahrungen gemacht. Ein Norddeutscher, der diesen Slogan liest, kann sich nun bestätigt fühlen. „Na endlich“, denkt er, „geben sie es selber zu, dass sie es nicht können, wir haben es doch immer schon gewusst und gesagt“. Und wenn einer noch im Zweifel war, dann bekam er es nun schwarz auf weiß und offiziell und immer wieder von der württembergischen Landesregierung bestätigt.

Fakten, die die eigenen Auffassungen bestätigen, ist man eher bereit, ins Bewusstsein zu integrieren als Fakten, die einen dazu zwingen, die eigene Meinung zu ändern. Vor allem auch dann, wenn das zur Folge hätte, dass man das eigene Überlegenheitsgefühl auf dem betroffenen Gebiet aufgeben muss, wenn einem dadurch eine Quelle, aus der man Selbstbewusstsein schöpft, abhanden kommt. Man verliert damit auch ein Stück der eigenen Identität. Wenn man den Spruch wörtlich nimmt, dann stärkt er das vorhandene Be-

wusstsein von der eigenen sprachlichen Überlegenheit des Nordens, er stärkt das Selbstbewusstsein dort. Die Sprachform wird benutzt als Argument für die eigene Sache, um die eigene Überlegenheit und die Unterlegenheit der anderen zu beweisen.

Natürlich schafft diese im Spruch vorhandene Aussage vielleicht auch Wohlwollen und Sympathie, wenn wir im Süden damit jetzt endlich unsere sprachliche Inferiorität offiziell anerkennen. Und dieses Wohlwollen wird vor allem bei Leuten auftreten, die unseren Regionalakzent als niedlich und nett empfinden, sich ihm im Urlaub gern aussetzen. Aber kompetent wirkt nur jemand, der „akzentfrei“ spricht. Was schlicht und einfach bedeutet, dass diese Person einen norddeutschen Akzent zeigt; denn Sprecher, bei denen man überhaupt keine regionale Färbung erkennt, gibt es nur ganz wenige. Es ist ein Widerspruch in sich, wenn man glaubt, dass ein Sprecher mit norddeutschem Regionalakzent keinen Akzent besitze. Aber das ist trotz dieses offensichtlichen Widerspruchs die vorherrschende Meinung.

Sprache und Bewusstsein

Es ist in der Linguistik nicht mehr strittig, dass Sprachstrukturen das Bewusstsein, die Wahrnehmung der Welt, beeinflussen und auch prägen. Sonst wäre die ganze feministische Linguistik, die sich um die sprachliche Gleichstellung der Frau bemüht, eine Luftblase. Eine Sprache, in der man sagt, „die Sonne geht auf,“ macht eine Schulstunde nötig, um diesen astronomischen Irrtum aufzuklären. Eine Sprache, in



Hochdeutsch und Niederdeutsch im ehem. deutschen Sprachgebiet (Kleiner bayerischer Sprachatlas, München 2006)

der man für dieses Ereignis sagt, dass sich die Erde der Sonne entgegengreht, vermittelt dagegen auf Anhieb das richtige Weltbild.

Zum Sprachsystem gehören aber nicht nur grammatische und lexikalische Einheiten, sondern auch solche der Phraseologie, d. h. die Wortverbindungen oder Redewendungen, die dem Sprecher zur Verfügung stehen. Eine Sprache, die Wendungen hat wie: „Der säuft wie ein Besenbinder“ oder: „Er kommt pünktlich wie ein Maurer“, vermittelt auch entsprechende Eigenschaften für die betreffenden Berufsgruppen.

Die Stuttgarter Werbeaktion hat einen neuen Phraseologismus, fast schon ein Sprichwort, geschaffen, das jetzt im Bewusstsein der Deutschen in Nord und Süd wirkt. Und dieser Spruch wirkt nicht nur in seiner subtil ironischen Form, nicht nur im Kontext der Anzeigen und Fernsehspots, sondern auch losgelöst davon vor allem auch im Wortsinn seiner Bestandteile und mit Folgen für die Betroffenen. Und die kann man durchaus als Diskriminierung bezeichnen.

Sprache und Diskriminierung

Ein paar Beispiele: Ein Macher beim Deutschen Akademischen Austauschdienst brüstete sich vor einiger Zeit (November 2010) auf einer Podiumsdiskussion in London damit, einen Bewerber für ein Lektorat wegen dessen bairischen Akzents ausgesondert zu haben. Oder: Bei einem Berufungsverfahren für einen germanistischen Lehrstuhl an der Universität Augsburg fiel zu einer Bewerberin aus der Gegend von Regensburg in der Kommission der Satz: „Die Frau kann ja nicht mal richtig Hochdeutsch“ – und das im Prinzip nur deswegen, weil sie den *a*-Laut etwas dunkler aussprach als die anderen Kandidaten.

Auch in der „Heute-Show“ im ZDF werden derzeit ziemlich regelmäßig Menschen wegen ihrer Aussprache verunglimpft. In einer beliebten Talk-Show im ersten Fernsehprogramm („Hart aber fair“) wurde in der Sendung vom 29.10.2012 ein Steuerberater aus Niederbayern mit bairisch geprägtem Standard vom Moderator ermahnt, doch „hochdeutsch“ zu sprechen.¹ Eine englische Kollegin von der Universität Aberystwyth in Wales hatte keine Probleme mit dem Verständnis, wie sie mir schrieb. Der deutsche, wohl aus dem Rheinland stammende Moderator, fand den Dialekt (sic!) des Steuerberaters zwar „super“, meinte aber, dass seine Eltern sich morgen bei ihm beklagen würden, weil sie den Steuerberater nicht verstanden hätten.

Es ist aber genauso auch Diskriminierung, wenn man belustigt ist, lacht, wenn ein Sachse außerhalb seiner Heimat seinen Dialekt anklängen lässt. Selbst bei der Jahrestagung des IDS, wo lauter vorurteilsfreie Linguisten den Vorträgen lauschen, wird bei sächsischem Dialekt spontan gelacht.² Wer da lacht, wird den Sprecher nicht unbedingt für eine Führungsposition vorschlagen. Das ist zwar kein bewusster Akt der Diskriminierung, aber da wird jemand wegen seiner Muttersprache benachteiligt. Zum ersten Mal haben Maitz/Elspaß (2011) auf solche Diskriminierungsmechanismen hingewiesen.

Wenn aber jemand in vergleichbaren Situationen „Fund“ statt „Pfund“, „lecht“ statt „legt“, „Dink“ statt „Ding“ und „Tach“ statt „Tag“ (drei geschriebene Buchstaben, zwei davon dem ‚regulären‘ Lautwert der Buchstaben nicht entsprechend) sagt, dann wird sein Deutsch in der Regel als korrekt empfunden, es strahlt Kompetenz aus. Und wenn Bruno Jonas sächsische oder Harald Schmidt schwäbische Sequenzen von sich geben, dann ist das eine Garantie für einen Lacher. Was alle aber dabei nicht bedenken, ist, dass sie anderen Leuten, denen das Muttersprache ist, Leid zufügen, sie beleidigen, dass sie ein Vorurteil verfestigen und damit indirekt und tendenziell zur ungleichen Verteilung von Lebenschancen in unserer Gesellschaft beitragen.

Unsere Gesellschaft hat inzwischen ein Bewusstsein dafür entwickelt, dass man Menschen nicht wegen ihres Geschlechts, nicht wegen ihrer Hautfarbe benachteiligen darf, es gibt aber praktisch keine Diskussion darüber, dass es in Deutschland andauernd Diskriminierung von Menschen wegen ihrer Aussprache, wegen ihrer Muttersprache gibt. Dies überrascht und irritiert zugleich, fordert doch Art. 3 Abs. 3 des Grundgesetzes, dass niemand „wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft [...] benachteiligt oder bevorzugt werden“ darf.

Ich will jetzt nicht dafür plädieren, dass die beiden genannten Kabarettisten keine solchen Lacher mehr erzeugen dürfen. Frauenfeindliche Äußerungen von Harald Schmidt haben aber einen ganz anderen, neuen Stellenwert bekommen, seitdem sich unsere Gesellschaft des Problems bewusst geworden ist und einigermaßen ernsthaft die Benachteiligung der Frau zu beenden versucht. Was sicher viele aber nicht daran hindert, entsprechende Äußerungen von ihm wörtlich zu nehmen. Anzustreben wäre, dass die eben beschriebenen Diskriminierungsmechanismen unserer Gesellschaft bewusst gemacht werden, indem darüber

genauso eine Diskussion stattfindet, wie es sie über Diskriminierung von Geschlecht und Hautfarbe schon länger gibt.

Diskriminierungen wie die genannten sind nicht einfach als Kleinigkeit abzutun. Die Sprachfertigkeit ist eine „Schlüsselqualifikation“ in einer Wirtschaftswelt, die immer mehr von Dienstleistungen geprägt ist. Sprachliche Fähigkeiten sind zentraler Bestandteil der Beurteilung, wenn es um die Verteilung beruflicher und sozialer Chancen geht. Sind es bei einem Menschen anfänglich (in der Schule) eher die schriftlichen Leistungen, die zählen, so geben später vor allem die mündlichen Leistungen den Ausschlag.

Ich denke nicht, dass man das weiter ausführen muss, die Beispiele aus dem vorigen Abschnitt können das illustrieren; sie zeigen, wie argumentiert wird, wenn aus einer Anzahl von Bewerbern ausgewählt wird. Die Form, wie jemand spricht, ist entscheidend für das Fortkommen, für die Karriere. Wer nicht mit norddeutschem Akzent – der wird derzeit als „reines Hochdeutsch“ angesehen – spricht, der erlebt seine Muttersprache als Karrierebremse. Sprecher mit erkennbar dialektalem Hintergrund gelten vielfach als „ein bisschen einfach“, um es einmal milde auszudrücken.

Aber es sind nicht diese spektakulären Fälle, die Beachtung verdienen. Die Diskriminierung der südlichen Regionalsprachen findet täglich in den Kindergärten und Schulen statt. Es sind eigentlich die (gut gemeinten) kleinen Nickligkeiten, denen die Kinder im Süden ausgesetzt sind. „Wie heißt es richtig?“, fragt die Kindergärtnerin. „Sags jetzt einmal schöner!“, sagt die Lehrerin und: „Jetzt nochmal, so, dass wir alle es verstehen!“, hört das irritierte Kind in der Schule. Und es hört vom „gestochenen“ Hochdeutschen, das gewisse Menschen aus dem Norden der Republik besitzen sollen. Solche Sätze formen das Bewusstsein unserer Kinder. Und wir haben die Folgen davon in unseren eigenen Köpfen. Es ist in denen der Lehrer und in den Köpfen der Leute, die die Massenmedien füttern.

Etwas jüngere Sprachgeschichte

Wenn wir hier über Hochdeutsch sprechen, dann geht es immer um gesprochene Formen des Hochdeutschen. Niemand wird wohl annehmen, dass ein Schwabe oder Bayer im Prinzip schriftliche Texte von schlechterer Qualität verfasst als ein Norddeutscher. Es geht um die Mündlichkeit, um das Gesprochene. Und da besteht (vom Anfang des 19. Jhs. an, sich immer mehr verbreitend) der Glaube, dass in Norddeutschland, ins-

besondere in der Gegend von Hannover, ein besseres Hochdeutsch gesprochen werde als anderswo. Diese Ideologie hat schon am Ende des 19. Jahrhunderts, wie wir gesehen haben, auch den Süden erfasst.



Die Bezeichnungen für ‚Kartoffel‘ in den Mundarten des ehem. deutschen Sprachgebiets (dtv-Atlas Deutsche Sprache, München 2005)

Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein war sie ohne große Folgen. Um 1900 z. B. hat der gebildetste Süddeutsche auch in hochformalen Situationen eine stark regional geprägte Aussprache gehabt. Man würde das heute als „Dialekt“ bezeichnen, obwohl das der damalige süddeutsche Standard war.³ Er sprach da z. B. noch *miad* für „müde“, *hoiß* oder *hoafß* für „heiß“. Kein Mensch, auch keiner aus dem Norden, hat sich beschwert über eine solche Aussprache. Alle haben verstanden, was gemeint war, trotz der landschaftlichen Färbung. Man war tolerant, und trotz der vorhandenen einheitlichen Schriftsprache hat man sich nicht daran gestört.

Noch in den 1970er Jahren hatte Luis Trenker eine Sendung im ersten Fernsehprogramm, die er mit einem stark südtirolisch geprägten Standard moderierte. Heute wäre so eine Sendung nicht mehr möglich. So ein Deutsch würde synchronisiert oder mit Untertiteln versehen, weil man in Deutschland nicht mehr bereit ist, sich auf eine regionale Ausspracheform einzulassen. Man vergleiche dazu mal Markus Lanz, der von seiner Heimat die gleiche Sprache wie Trenker mitbekommen hat. Welch blasses, glattes Deutsch der Arme sprechen muss, damit er „Wetten dass..?“ moderieren darf!

Die deutsche Öffentlichkeit ist in Bezug auf die Sprache in den letzten 40 Jahren sehr viel intoleranter geworden. Nur im Bereich „Lederhose“ hat Regionalität als Folklore noch ihren Platz. Hansi Hinterseer darf im überregionalen Fernsehen tirolern, was Markus

Lanz nicht darf und was Luis Trenker vor einigen Jahrzehnten noch ausgiebig durfte. Und er wurde trotz seiner Tiroler Aussprache auch im Norden verstanden. Würde Markus Lanz so zu sprechen beginnen, würde man ihn aus dem Programm entfernen, mit der Begründung, dass das ja kein Mensch verstehen könne.

Eine dialektal geprägte Mündlichkeit gab es seit jeher; um 1650 z. B. beschreibt sie der Universalgelehrte Schottelius als Faktum. Wir wissen aber auch davon, dass man landschaftliche Sprachformen positiv oder negativ bewertet hat. Zum Beispiel wurde bis mindestens 1800 die Aussprache in Obersachsen (nicht: Niedersachsen), also die von Dresden oder Leipzig, als vorbildlich angesehen. Danach folgte die Ansicht, dass die norddeutsche Aussprache am besten sei. Vor allem für die Bühne und das ernste Drama wollte man eine Aussprache, die sich ohne regionale Färbung möglichst nahe an der Schreibung bewegt.

Im Zweifel war die Schreibung Richtschnur für die Aussprache – und das seit mehreren Jahrhunderten. Die Norddeutschen hatten bis ins 20. Jahrhundert hinein die wohl schriftnähere Aussprache, wenn sie hochdeutsch gesprochen haben. Heute ist das sicher nicht mehr der Fall. Man vergleiche die schon vorher beschriebenen Abweichungen des Nordens (*fund*, *dink* und *lecht*). Das längst obsolete Faktum von der schriftnäheren Aussprache der Norddeutschen aber wirkt in den Gehirnen weiter, die Menschen im Norden gewinnen daraus Selbstbewusstsein, sie fühlen sich den Süddeutschen sprachlich überlegen.

Das Problem der Süddeutschen

Die Menschen im Süden haben im Laufe der Zeit ein Unterlegenheitsgefühl entwickelt, das sie in der Entfaltung ihrer Fähigkeiten, in der Darstellung ihrer Argumente hemmt und das sie auch bei der Verteilung der gesellschaftlichen Chancen benachteiligt, und das deshalb, weil in allen Bereichen, wo mündliche Sprachkompetenz wichtig ist, selbst die Süddeutschen glauben, sie können es nicht so gut. Da werden Menschen wegen ihrer Muttersprache benachteiligt, aus Gründen, die sachlich keine Berechtigung haben. Es ist der Akzent, der falsche, es ist die Nichtübereinstimmung mit der norddeutschen Intonation und Lautung.

Die Kinder in unseren Großstädten wissen sehr genau, was angesagt ist. Während man sich früher von einer schwäbischen, fränkischen oder bairischen Artikulationsbasis aus in Richtung Schriftnähe bewegte, wenn es die Kommunikationssituation erforderte, vollzieht

die Jugend heute einen radikalen Sprachwechsel in Richtung Norddeutschland. „Leecht“ und „Dink“ gelten offensichtlich als besser als der schwäbische Diphthong in „Zejt“ und das bairische dunkle „ä“ in „schläfen“. Norddeutsch ist modern, cool; süddeutsche Klangfarbe ist out, wird vielleicht als nett, aber im Prinzip als inkompetent empfunden und ist nur ak-



Verkommen Dialekte zur bloßen Folklore? Lebkuchenherzen auf dem Münchner Oktoberfest 2011

Foto: Bayerischer Landesverein für Heimatpflege.

zeptiert, wenn man Weizenbier oder Kuckucksuhren verkauft oder beim Wintersport gerade auf dem Treppchen steht. Das ist Folklore. Wer ernst genommen werden will, tut gut daran, „sacht“ und „lecht“ zu sagen. Das Ganze ist jetzt etwas überspitzt und polemisch formuliert, trifft aber den Kern der Sache.

Generell fehlt dem Süden ein sprachliches Selbstbewusstsein. Da helfen auch die guten Umfragewerte für den bairischen Dialekt als derjenige, der am meisten sexy ist, nicht. Das Bairische ist in den Medien ein auf wenige Domänen eingeschränkter Funktionalstil geworden. In ähnlicher Situation sind die rheinischen Dialekte, deren Domänen vor allem im karnevalistischen Bereich liegen.

Das süddeutsche Minderwertigkeitsgefühl in Bezug auf die eigene Sprache ist in nichts anderem begründet als in der Tatsache, dass viele an die Überlegenheit der norddeutschen Aussprache glauben. Hannover ist nicht das Oxford Deutschlands. Es gibt kein linguistisch irgendwie begründbares „Besser“ und auch kein „Schlechter“ in diesem Bereich. Warum soll „Tach“ für „Tag“ wertvoller sein als ein rollendes vorderes „R“ in „Regen“ oder „Pferd“?

Einem Politiker, der überregional erfolgreich sein will, schadet eine regionale Färbung, die ins Fränkische, Schwäbische, Sächsische oder Pfälzische geht, zunächst wohl nicht. Bleibt der Erfolg einmal aus, dann

wird sein Akzent dazu benutzt, ihn in die provinzielle Ecke zu stellen und ihn zum Dorfölpel zu machen. Die Verspottung des Dialekt sprechenden ungebildeten Bauern hat im Deutschen mindestens seit dem 18. Jahrhundert Tradition.

Sprache als Standortfaktor

Die richtige Sprache, eine angesehene Sprachform, eine Sprachform mit großer Reichweite bieten zu können, ist ein Standortvorteil. Goethe ist, frankfurterisch sprechend, nach Leipzig gegangen, um dort eine feinere Sprache zu lernen. Ausländische Universitäten wollen als deutsche Lektoren keinen, der südlich von Göttingen zu Hause ist, keinen aus Bayern, keinen aus Baden-Württemberg. Urteile, wie ich sie weiter oben aus einem Berufungsausschuss berichtet habe, können so nicht nur Baiern treffen, sondern auch Schwaben, Franken, Pfälzer und Sachsen.

Aber es gab schon immer Urteile und Vorurteile und Wertungen und Moden in Bezug auf verschiedene Sprachen. Was kann ein Mensch dafür, dass er als Kind einer Sprachvarietät ausgesetzt war, von der gerade angenommen wird, sie sei schöner und deren Sprecher wirkten kompetenter? Und was kann der andere dafür, dass er in eine Muttersprache hineingewachsen ist, die weniger angesehen ist, die als weniger kompetent gilt? Gar nichts kann er dafür! Genauso wie für die Hautfarbe. Aber im Kontext Hautfarbe nennt unsere Gesellschaft die Nachteile, die so eine Person zu erleiden hat, „Diskriminierung“.

Die Wirkung des Slogans

Und was macht die Stuttgarter Werbekampagne? Das viele Geld, das sie kostet, hilft mit, diesen Standortnachteil zu perpetuieren, in den Köpfen aller festzuzurren und damit dem Norden einen Standortvorteil zu verschaffen.

Die Bekanntheit des Slogans „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“, den die Meinungsforscher gemessen haben, gerät zum Bumerang; denn in je mehr Köpfen dieser Spruch steckt, desto mehr kann er wirken: Bei den Menschen im Norden sorgt er für Überlegenheit, im Süden verstärkt er das Problem, das Problem nicht nur der Schwaben, sondern auch der Sachsen und Bayern. Und die anfänglich 21 % der Bevölkerung in Baden-Württemberg, das sind immerhin ca. 2 Millionen Menschen, die den Spruch gar nicht so gut fanden, weil „sie sich vom Leitwort der Kampagne ange-

griffen gefühlt⁴⁴ haben, die haben wahrscheinlich die feine Ironie des Slogans nicht erkannt, dafür haben sie aber sicher schon mal von außen gezeigt bekommen, was man von ihrer Sprache hält.

Die Werbeaktion für Baden-Württemberg bietet intellektuelles Vergnügen, ist witzig, gescheit und schafft Gesprächsstoff für ein gebildetes Publikum. Man erinnert sich an den Spruch, man wandelt ihn ab, er hat das Baden-Württemberg bekannter gemacht. Was in der Diskussion aber bisher unbeachtet geblieben ist, das sind die Kollateralschäden, die weiteren Wirkungen in den vielen Köpfen in Nord und Süd, die den zweiten Teil des Spruches wörtlich nehmen.



Immerhin: Die Baiern sprechen mehr als nur ihren eigenen Dialekt.

Jedem Lehrer sagt man, er dürfe nie etwas Falsches vorschlagen, weil sich genau das in den Köpfen festsetzt, vor allem, wenn es mit Emotionen verbunden ist. Ein Flugzeugführer darf in Gefahrensituationen nie mit Wendungen wie „keine Angst, keine Sorge“ für Beruhigung sorgen wollen, denn diese Wörter lösen genau das aus, was sie verhindern sollen, nämlich Angst und Sorge. Warum soll das beim Slogan „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“ anders sein? Bei ironischen Äußerungen meint man etwas anderes, als man dem Wortsinne nach sagt. Darum geht Ironie auch so oft schief. Und auch bei einer Person, die die Ironie dieses Spruches versteht, wirkt der einfache Wortsinn des Satzes im Unterbewusstsein weiter. Und wie die Weltsicht von der Sprache beeinflusst wird, habe ich oben schon dargelegt.

Wenn man das alles so bedenkt, dann nützen alle die Preise nichts, die die Kampagne eingefahren hat, weil durch sie ein zwar historisch erklärbares, heute aber durch nichts mehr begründetes Fehlurteil verstärkt wird, das geeignet ist, Menschen mit einer bestimmten Muttersprache zu diskriminieren, ihr Selbstbewusstsein zu schwächen und sie damit um Lebenschancen

zu bringen. Natürlich gibt es viele hier im Süden, die vor Selbstbewusstsein platzen, es gibt aber auch genügend, die mit diesem ihrem Handicap leidvolle Erfahrungen gemacht haben und die darunter leiden⁵.

Das Beispiel Norwegen

Norwegen hat es da besser: Dort gibt es heute noch eine Lebendigkeit der Dialekte im ganzen Land und in allen Bevölkerungsschichten, so wie bei uns im 19. Jahrhundert. Und die Norweger verstehen sich auch. Und was ist die Ursache davon? Seit 1878 gibt es dort ein Gesetz, das es den Lehrern verbietet, ein Kind wegen seiner Muttersprache zu kritisieren.

Also: In der Schule gab es und gibt es in Norwegen bis heute keine Kritik an der Mündlichkeit, es gibt eine Achtung vor allen mündlichen Sprachformen, sie werden als gleichwertig betrachtet, kritisiert werden darf aber sehr wohl das, was das Kind schriftlich produziert. Folge: Man lässt jedem Kind seine Muttersprache, jedem Menschen sein Recht auf die eigene Sprache, man nimmt ihm nicht einen Teil seiner Heimat.

Zwischenfazit

In Deutschland werden Menschen wegen der Form ihrer deutschen Muttersprache benachteiligt, diskriminiert. Hier gilt es, den Forderungen des Grundgesetzes Anspruch zu verleihen, hier kann man einhaken und sich öffentlich Gehör verschaffen. Wichtig ist, dass das als Diskriminierung erkannt, auch so genannt und dann genauso behandelt wird wie die anderen Formen von Diskriminierung, die es in unserer Gesellschaft so gibt und um die sich Politik und Öffentlichkeit kümmern. Die Diskriminierung der Sprache des Südens muss zum Thema gemacht, muss ernst genommen und nicht wie bisher als harmlose Kuriosität abgetan werden.

„Diskriminierung“ ist das Stichwort, das uns weiterhelfen kann: Mit diesem Schlagwort können wir auf die Hilfe der Medien hoffen. Sie finden dieses Thema bei der Benachteiligung von Menschen wegen ihres Geschlechtes, wegen ihrer Hautfarbe, wegen ihres Migrationshintergrundes interessant, aber bisher kaum beim Thema Dialekt bzw. Regionalakzent.

Wir müssen das Selbstbewusstsein des Südens stärken – und hier meine ich nicht nur Bayern und Baden-Württemberg, sondern auch die Schweiz und Österreich, Sachsen und Thüringen, Rheinland-Pfalz und Hessen, die alle mehr oder weniger das gleiche Pro-

blem haben. Wir müssen dafür sorgen, dass der Süden mehr sprachliches Selbstbewusstsein erhält, dabei vor allem die Jugend. Und sprachliches Selbstbewusstsein soll nicht nur gezeigt werden, wenn man auf dem Oktoberfest in der Lederhose und im Dirndl auftritt.

Wir müssen bewusst machen, was jeder eigentlich täglich sehen könnte, dass der norddeutsche Regionalakzent keineswegs das reine Hochdeutsch ist („tach“, für „Tag“ – drei Buchstaben, im landläufigen Sinne zwei Aussprachefehler, ich hab's oben schon mal gesagt), sondern genauso eine Varietät der Standardsprache wie die verschiedenen Sprachfärbungen der Süddeutschen. So lange ein norddeutscher Akzent auch vom Süden als akzentfrei betrachtet wird (das ist ein Widerspruch in sich), so lange werden Menschen wegen ihrer Muttersprache Nachteile erleiden, diskriminiert werden.

Noch ein Fazit

Und jetzt komme ich zur Fragestellung im Titel dieses Aufsatzes zurück. Zum Diskriminierungspotential des Slogans wurde schon einiges gesagt. Und dass er im Sinne der Werbewirtschaft, die nur die Bekanntheit misst und nicht die Wirkung einer Kampagne, auch außergewöhnlich erfolgreich war, ich nenne das jetzt einmal „genial“. Aber ob er den Menschen, die ihn bezahlt haben, also den Einwohnern Baden-Württembergs genützt hat, das bezweifle ich. Die 10-jährige Werbeaktion hat ein durch nichts berechtigtes Vorurteil verfestigt, sie hat ein geflügeltes Wort geschaffen, das dieses Vorurteil leicht und kurz ausdrückbar, für jeden verfügbar macht, es in den Köpfen vertieft, quasi auf Regierungsebene ganz offiziell bestätigt. Ich nenne das „ein Eigentor schießen“.

Was nun? Was tun?

Wie könnte man die hier aufgezeigten Diskriminierungsmechanismen beseitigen oder mildern? Die Voraussetzungen dafür sind günstig, weil das Vorurteil wirklich ein Vorurteil und durch kein Faktum zu begründen ist. Es ist nur Aufklärung vonnöten.

Folgende Maßnahmen wären der Sache dienlich:

1. Am Anfang müssen die Universitätsgermanisten von den hier dargestellten Fakten überzeugt werden, müssen sie als Thema begreifen. Selbst bei vielen von ihnen herrscht noch die Auffassung, dass es der Norden besser kann.

2. Die Basis des Ganzen: In der Ausbildung der Erzieherinnen und Erzieher und Lehrkräfte müssen die sprachhistorischen und sprachwissenschaftlichen Fakten für die Grundlosigkeit des südlichen Unterlegenheitsgefühls allen Lehramtsstudierenden nahe gebracht werden. Es muss ihnen bewusst gemacht werden, wie diese Auffassung historisch entstanden ist, dass ihr heute jegliche reale Grundlage fehlt und dass es keine wissenschaftlich fundierten Gründe gibt, verschiedene Ausspracheformen als höher- oder geringerwertig zu betrachten.
3. Die zukünftigen Lehrkräfte aller Schulzweige und Klassenstufen genauso wie die Erzieherinnen und Erzieher in den Kindergärten müssen lernen, wie sprachliche Diskriminierung funktioniert, wo sie vorliegt und wie ihr zu begegnen ist. Dazu sind an den Universitäten Anreize zu setzen für die Lehre und für Forschungsarbeiten und -projekte zu den Formen und Mechanismen solcher Diskriminierung und ihrer historischen Entstehung. Der Ansatz über die Erzieherinnen und Erzieher sowie die Lehrkräfte ist notwendig, weil Vorurteile und Minderwertigkeitsgefühle früh entstehen und später nur noch schwer aus den Köpfen zu entfernen sind. Dass darüber auch auf breiter Basis geforscht wird, verstärkt die Glaubwürdigkeit des Ansatzes und hält ihn in der Diskussion. Das wäre eine genuine Aufgabe für die an fast allen süddeutschen Universitäten vorhandenen Professuren für Varietätenlinguistik. Sie sollten durch Forschungsprogramme dafür gewonnen werden. Es sind keine neuen Stellen nötig.
4. Nicht nur in der Lehrerbildung sollen die hier referierten Inhalte vermittelt, auch in der Lehrerfortbildung sollen sie in allen Fächern, allen Klassenstufen und allen Schularten zum Thema werden. Denn nur Inhalte, die begründet sind und von denen man überzeugt ist, kann man wirkungsvoll an die junge Generation vermitteln. Das tief sitzende Vorurteil von der Minderwertigkeit einzelner Varietäten im deutschen Sprachraum kann nur durch gemeinsame Anstrengungen aller Betroffenen überwunden werden.
5. Alle mit dem Gebrauch der Mundart zusammenhängenden Themen müssen auch zum Gegenstand des Unterrichts gemacht werden – beginnend in der Grundschule. Wenn Lehrkräfte diese Themen unterrichten müssen, dann dringen diese tiefer in ihr Bewusstsein ein, die gut gemeinten „Verbesserungen“ werden eher als Diskriminierung erkannt und damit eher vermieden.

6. Man muss – und das scheint mir sehr wichtig – die Sache auch durch gesetzgeberische und verwaltungsmäßige Vorgaben fördern. Man sollte nach norwegischem Vorbild per Gesetz verbieten, ein Kind wegen seiner gesprochenen Muttersprache zu tadeln, zu kritisieren. So eine Initiative würde schon durch die entstehende Diskussion das Problem ins Bewusstsein der Bevölkerung rücken und dazu beitragen, die Ideologie von der sprachlichen Überlegenheit des Nordens in Frage zu stellen.

Ich habe hier Vorschläge gemacht. Und das Erstaunliche ist, dass sie nicht einmal viel kosten. Nur einen Bruchteil dessen, was das Land Baden-Württemberg dafür ausgegeben hat, sein sprachliches Prestige zu ruinieren.

Anmerkungen

- ¹ Sendung bei: <www.youtube.com/watch?v=pthd9OaZOIM> (aufgerufen am 20.06.2013)
- ² So geschehen auf der IDS-Jahrestagung 2013 beim Vortrag von Jürgen Erich Schmidt, als dieser eine sächsische Dialektsequenz zu Gehör brachte.
- ³ Das Wort „Dialekt“ hat in den letzten Jahrzehnten beim Nicht-Sprachwissenschaftler seine Bedeutung verändert. Je weniger Menschen mit den genuinen Basisdialekten in Berührung kommen, desto eher bezeichnen sie die landschaftlichen Färbungen der Standardsprache schon als Dialekt.
- ⁴ Das konnte man am 21.09.2002 in der Schwäbischen Zeitung in einem Artikel mit der Überschrift „Hochdeutsch Schwache fallen auf“ so lesen.

⁵ Sonst bräuchte es keine Ariane Willikonsky, die in Stuttgart den Einheimischen für Geld ihre schwäbische Färbung austreibt und ihnen „Hochdeutsch“, das heißt einen norddeutschen Akzent, beizubringen sucht. Vgl. hierzu <www.foninstitut.de> (aufgerufen am 20.06.2013).

Literatur

- Bulletin der Bundesregierung (2008): Nr. 96-1 vom 23. September 2008, S. 6.
- König, Werner (¹¹2005): dtv-Atlas Deutsche Sprache. Mit 155 Abbildungsseiten in Farbe. Graphiker: Hans-Joachim Paul. München: dtv.
- KBSA=König, Werner/Renn, Manfred (Hg.) (²2006): Kleiner bayerischer Sprachatlas. München: dtv.
- Maitz, Péter/Elspaß, Stephan (2011): Zur sozialen und sprachpolitischen Verantwortung der Variationslinguistik. In: Glaser, Elvira/Schmidt, Jürgen Erich/Frey, Natacha (Hg.): Dynamik des Dialekts. Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart: Steiner (ZDL Beihefte 144), S. 221-240.
- von Suttner, Bertha (1889): Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Sigrid und Helmut Bock. Berlin, Verlag der Nation, 1990, S. 110 [Erstausgabe des Romans 1889].
- [Dies ist eine bearbeitete Fassung des Aufsatzes, der zuerst in „Schönere Heimat“ 3/2011 erschienen ist, dort S. 188-198.]
- Der Autor war bis 2008 außerplanmäßiger Professor für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Augsburg.